

Burgtheater / von Hermann Bahr

Die Freunde Bergers fangen an, nervös zu werden. Es wäre nun doch, meinen sie, allmählich Zeit für ihn, seine Verheißungen einzulösen. Als Retter des Burgtheaters ist er feierlich angekündigt worden, niemand ist jemals festlicher eingezogen, Alt und Jung, Parkett und Galerie, Orient und Okzident hat ihm zugejauchzt. Aber nun ist das schon zehn Monate her, bald ist ein Jahr um, und nun wird ihnen bang. Sie fürchten, daß er mit seiner wunderbaren Begabung, sich selbst zu inszenieren, allein am Ende doch nicht länger mehr auskommen wird. Er ist ein glänzender Direktor. Aber schließlich ist daneben doch eigentlich auch noch das Burgtheater da, oder wäre gern da. Daran erinnert man sich jetzt im stillen allmählich wieder. Und man kriegt Angst, weil er gar keine Miene macht, sich auch einmal daran zu erinnern, der nichts als glänzende Direktor.

Anfangs gings vortrefflich. Er verstand es, dem Publikum vorzumachen, daß das Burgtheater daran sei, wieder interessant zu werden. Schlenthers großer Fehler war ja, daß er meinte, ruhiger Arbeit vertrauen zu können. Was man in Berlin die ‚Aufmachung‘ nennt, dafür hatte er gar keinen Sinn; sich bengalisch zu beleuchten, war seine Sache nicht; er verstand sich nicht auf das Plakat. Darin ist nun Berger ein unvergleichlicher Künstler. Das soll auch keineswegs unterschätzt werden, es gehört in Wien einmal dazu; hier gilt immer nur, was einer scheint, nie, was einer ist. Ein Mann, der etwas wäre, aber dazu dann noch die Begabung hätte, es auch zu scheinen, könnte vielleicht unsre arme Stadt erlösen. Berger wird dieser Mann kaum sein, weil er zu verliebt in den Schein ist, um etwas sein zu können, es reizt ihn zu sehr die Gottähnlichkeit, aus nichts etwas zu machen. Und ich glaube, daß er im tiefsten Grunde seiner Seele (wenn er eine hat) nichts so haßt, als was wirklich ist. Daher auch seine Vorliebe für Calderons ‚Leben ein Traum‘, dessen letzter Sinn es ja ist, daß nichts wirklich, daß alles Wahn ist. Wirkliches ängstigt und bedroht ihn, erst im Schein fühlt er sich frei und froh. Daher reizt ihn auch der Geruch des Theaters so, nicht eigentlich das Theater selbst, das ja wieder eine Realität ist, sondern das Drum und Dran des Theaters, das Gleißeln und Glitzern seiner schillernden und flimmernden Luft, gerade das Ekelfhafte des Theaters. Hier ist er daheim, darin tut er Wunder. Ein wahres Wunder ist es ja, welchen Schein der größten Aktivität er sich fortwährend zu geben, und wie er dabei doch jede wirkliche Tätigkeit durchaus zu vermeiden weiß. Unter ihm geht im Burgtheater immer was vor und nie geschieht etwas. Er ist der Meister des unablässigen Verhandeln ohne Erfolg; wach ein Ministerpräsident wäre das für uns, schade! Noch war ‚Chantecler‘ in Paris nicht gespielt, und schon las man: Baron Berger verhandelt mit dem Dich-

ter. Und? Nichts. Was wurde daraus? Nichts. Und Baron Berger verhandelt mit Moissi. Und? Nichts. Kommt Moissi nun nach Wien? Nein, Moissi bleibt in Berlin. Und Baron Berger verhandelt mit Wegener. Und? Nichts. Es hat in der Zeitung gestanden, das genügt ihm. Wenn er nur jeden Tag wieder sein neues Plakat hat! Und auf den Wiener wirkt's ja, dem Wiener ist das neu, und er freut sich. Aber wie lange? Die Freunde Berger's haben schon Angst, sie fangen an, nervös zu werden. Denn so völlig ideenlos, so völlig willenlos wie in den letzten zehn Monaten ist das Burgtheater noch nie gewesen. Und einer nach dem andern fragt nun doch schon leise: Wann wird also Berger eigentlich beginnen, was wartet er denn noch ab? Bald aber werden alle laut fragen.

So völlig ideenlos ist das Burgtheater nie gewesen. Es ist Null. Es ist nicht einmal schlecht. Es ist gar nichts. Es ist einfach nicht mehr vorhanden. Nun ist aber Berger ja gewiß ein ganz kluger Mensch, er ist ein höchst vielfältiger Mensch; und er ist ein Theatermensch; und es gehört schließlich ja doch auch gar nicht so viel dazu, ein Theater interessant zu machen, gar eines, das noch immer eine ganze Reihe großer Schauspieler hat; es ist gar kein Zweifel, daß Berger es könnte, er hat es doch, wird versichert, in Hamburg können, warum soll er jetzt auf einmal nicht können, was Graf Seebach in Dresden, was Baron Speidel in München, was Baron Putlig in Stuttgart kann? Mehr würde man ja in Wien jetzt gar nicht mehr verlangen. Gute Vorstellungen, die Klassiker, Hebbel und Ibsen, jeden Monat ein neues Stück, gelegentlich auch einmal eines, das einem höhern Geschmack gefällt, ohne den gemeinen ungeduldig zu machen, mehr wagt längst bei uns niemand zu träumen. Und das kann doch Berger gewiß. Warum zögert er?

Ich vermute, daß er zu klug sein will. Er will ganz sicher gehen, und so lange er dafür keine Garantie hat, geht er lieber gar nicht. Er traut sich zu, mit der Zeit dem Wiener abzuhorchen, was der eigentlich will; und das wartet er ab, er möchte dem Wiener erst den Wind abgewinnen. Er glaubt, das müsse sich ausrechnen lassen, und wenn erst die Rechnung einmal stimmen wird, wenn er den wiener Geschmack schwarz auf weiß hat, wenn er ihn meistern gelernt hat, nicht früher will er beginnen. Und so fängt er genau damit an, womit Schlenther aufgehört hat. Schlenther's tragische Schuld war, daß er auf einmal den Mut verlor, seinem eigenen Urteil zu folgen, und sich einreden ließ, dies und das wollten die Wiener nun einmal nicht, dies und das hinwieder wollten sie, gegen ihren Willen aber käme man nicht durch. Ganz ebenso scheint Berger jetzt zu kalkulieren und tut lieber nichts, als irgend etwas zu wagen, bevor er sich des wiener Geschmacks ganz sicher weiß. Nun, Schlenther hatte wenigstens die Entschuldigung, daß er kein Wiener ist und den Wiener niemals verstehen gelernt hat.

Daß aber Berger, der doch durch und durch Wiener ist, auch meint, ausrechnen zu müssen und, indem er ängstlich nach allen Seiten horcht und fragt und späht, ausrechnen zu können, was der Wiener will, wundert mich von solchem Kenner Oesterreichs, wie er sich zu sein rühmt. Weiß er wirklich nicht, daß der Wiener nichts will als einen starken Willen über sich? Das ewige Widerstreben, ewige Raunzen, ewige Mörgelein des Wieners kommt doch immer nur aus seiner Sehnsucht her, sich durch einen festen Willen bezwungen zu fühlen, der es ihm abnimmt, selbst etwas zu wollen. Diese willenskranke Stadt gehört jedem, der irgend etwas will. Was es auch immer sei. Mag es falsch, mag es gegen ihr ganzes Wesen, mag es ihr unerträglich sein, sie gehorcht, wenn es nur unbeugsam gewollt wird. So stark ist ihre Lust, einen Willen zu spüren. Es ist das tiefste Bedürfnis dieser Stadt. Und ist wohl überall in allen Städten das eigentliche Geheimnis aller dramatischen Wirkung. Seinen eigenen Willen hinzugeben und dafür einen höhern zu empfangen, darin besteht die fast religiöse Seligkeit, die der arme schwache Mensch im Theater sucht. Je länger ich das Theaterwesen betrachte, seine Wirkungen zu verstehen suche, seine seltsame Macht über die Menschen mir erklären will, desto gewisser ist es mir geworden, daß im Theater die höchste Begabung nichts vermag, aber alles die Willenskraft einer großen Gesinnung. Zum Theater gehört viel weniger Talent, als man gemeinhin denkt. Es gehört nur Charakter dazu.

Die Lebensfrage für Berger wird sein, ob er, der ja so klug ist, klug genug sein wird, sich den Anschein eines Willens zu geben. Wir sind darin ja hier nicht vermöhnt, man würde sich fürs erste wohl auch mit einem Surrogat begnügen. Er muß sich aber wenigstens bemühen, uns vorzutäuschen, daß er etwas will, irgend etwas. Er muß sich entschließen, von der bloßen Geschäftigkeit endlich zu irgend einer Tätigkeit überzugehen, zu irgend einer. Man kann ein Theater nach links und nach rechts führen, man kann es in die Vergangenheit zurück oder vorwärts in die Zukunft führen, man kann es auf tausend Arten führen, aber man muß es führen. Es muß in einem Theater zu spüren sein, daß darin ein Wille schlägt. Raube, das war ein Wille. Burckhard, das war ein Wille. Mahler, das war ein Wille. Und Brahm ist ein Wille, und Reinhardt ist ein Wille, und Hagemann ist ein Wille, und Martersteig ist ein Wille, und die Dumont ist ein Wille, und fast in jeder deutschen Stadt ist irgend ein Wille, das gibt ja diesen mittlern und kleinen Theatern ihre hohe sittliche Kraft. Und die Lebensfrage für Berger wird sein, ob dieser in allen psychischen Künsten so gewandte Mann es nicht vielleicht doch auch vermag, den Glauben an einen Willen hervorzurufen.

Denn sonst wird man sich schließlich doch einmal fragen müssen, welchen Sinn es haben soll, ein so sündhaftes Geld an das Burgtheater

zu vergeuden. Bloß damit den andern Geschäftstheatern die Konkurrenz erschwert und noch verteuert wird? Würde bloß ein Drittel davon der Freien Volksbühne zugewiesen, so hätten wir in Wien ein wirkliches Theater; und mit dem Rest könnte man Maler nach Paris schicken, Bilder für die Moderne Galerie kaufen und arme junge Menschen an die Kunstgewerbeschule bringen.

Der Dichter und seine Zeit / von Egon Friedell

(Schluß)

Das Ferment

Die verantwortungsvolle und undankbare Aufgabe, in den geistigen Haushalt seiner Zeit diese scharfen Zersezungskörper einzuführen, erfüllt der Dichter. Sein Talent ist das des Fragens. Er fragt, wo es sonst niemand tut. Er gräbt den ganzen Boden seines Zeitalters um, unterwühlt ihn, bohrt Gänge, legt neue Erdschichten bloß und hilft mit dieser schädlichen, unterminierenden, anwühlenden Tätigkeit den vorhandenen Humus zerstören. Er bringt Unterirdisches ans Licht, das niemand von ihm verlangt hat, hämmert an die festesten Dinge mit seinen Zweifeln und Fragen. Im scheinbar Einfachsten entdeckt er die unauflöbliche Verwicklung, unter jeder Oberfläche erspährt er die unergründlichsten Tiefen, das Klarste entlarvt er als dunkles Problem. Seine Mission ist: Unruhe und Mißtrauen zu verbreiten.

Er macht sich keineswegs beliebt damit. Warum stört er die Ruhe? Er will „neue Zeiten heraufführen“; aber jede frühere Zeit ist die gute alte Zeit, und mit Recht; denn das Seelenleben war damals noch einfacher, ruhiger und leichter. Der Planet rollt weiter und verdoppelt von Jahrhundert zu Jahrhundert die Ansprüche an seine derzeit höchste Artform. Unsere innere Vitalität soll sich erhöhen; aber das ist beschwerlich und schwierig. Spätere Zeitalter, die ihn nicht mehr brauchen, pflegen den Dichter sehr zu schätzen, lassen ihn in der Schule lernen und benützen ihn dazu, seine fortgeschrittenen momentanen Kollegen mit ihm totzuschlagen; aber seine Zeitgenossen, die einzigen Menschen, die ihn brauchen, verstehen ihn entweder gar nicht, und dann sagen sie, er sei ein Narr, oder sie verstehen ihn entgegengesetzt, und dann nennen sie ihn ‚zersezend‘.

Nun, zersezend ist er auch in der Tat, zersezend wie jedes Ferment. Er zersezt die Toxine, die sich regulär in den geistigen Organismus der Menschheit einzuschleichen pflegen, wo er sie trifft, obschon niemand sie für Toxine hält: die Gifte der Stagnation und Stoffwechselstauung, die Fäulnisprodukte alternder Stoffe, die sich anschieben, in Schimmel überzugehen; die Bakterien der Dummheit, Unfähigkeit